

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 156 (1883)

Artikel: Zum Lachen und Nachdenken
Autor: G.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eines Stoßes bei den verschiedenen Stößen verschieden? Womit war die Bewegung zu vergleichen, und wie wirkte sie auf den Beobachter?)

- 8) In welcher Richtung wurde die Erschütterung verspürt?
- 9) Wie lange schienen die Stöße und wie lange etwa nachfolgendes Erzittern zu dauern?
- 10) Welche Wirkungen übte die Erschütterung aus?
- 11) Wie unterschied sich dieses Erdbeben von anderen vom gleichen Beobachter schon wahrgenommenen?
- 12) Wurde ein Geräusch vernommen, und welcher Art war dasselbe? (Donnern, Rirren, Raseln, Knall oder anhaltend?)
- 13) Ging das Geräusch der Erschütterung voran, oder folgte es ihr nach, und wie lange dauerte dasselbe im Vergleich zu der Dauer und den Zwischenzeiten der Stöße?
- 14) Welche sonstige Nebenerscheinungen wurden beobachtet? (Benehmen von Thieren, Versiegen oder Trübwerden oder Neuhervorbrechen von Quellen, Waldrauschen, gleichzeitig heftige Windstöße, abnorme, besonders auffallende Witterungserrscheinungen u. dgl.)
- 15) Welche Beobachtungen wurden an Seen gemacht?
- 16) Sind noch schwächere Erschütterungen vor oder nachher beobachtet worden, und zu welcher Zeit?
- 17) Können Sie noch weitere Beobachtungen Ihrer Bekannten oder aus Ihren Umgebungen anführen, oder uns Adressen von Personen notiren, welche im Falle wären, einen Fragebogen ganz oder theilweise auszufüllen?

Wie aus diesen Fragen ersichtlich ist, sind die drei erwähnten Methoden zur Bestimmung des Erdbebenherdes berücksichtigt, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß durch die ausgedehntere Bekanntmachung vorstehenden Fragenschemas mancher geneigte Leser zu möglichst vollständiger Beantwortung desselben vorkommenden Falles angeregt werde.

Bum Tachen und Nachdenken.



Ein Berliner Oberhofprediger.

Friedrich der Große war Pathe bei dem Sohn des Prinzen Ferdinand. Der Oberhofprediger Dr. D. G. Sack war zur Vollziehung der heiligen Handlung berufen. Der König herrschte ihn an: Nun fange Er an und mache Er's kurz. Die Taufrede war kurz, aber sie dauerte dem König doch noch zu lang und er begann ein fast lautes Gespräch mit dem neben ihm stehenden Prinzen. Sack richtete einen ernststen, aber ruhigen Blick auf den König und schwieg stille, als derselbe den Blick nicht beachtete und in dem Gespräche fortfuhr. „Warum hört Er auf zu sprechen?“ fragte der König. „Wenn Eure Majestät reden“, erwiderte Sack, „dann ist es des Dieners und Unterthanen Pflicht, zu schweigen.“ Friedrich fühlte das Berweisende in diesen Worten und sagte: „Nun, brumme Er nur nicht und bringe Er die Sache zu Ende.“ Da fängt Sack seine Rede ruhig und würdevoll von Vornen an

und hält sie ganz, ohne fürder vom König unterbrochen zu werden. Als die Taufe vollzogen war, trat Friedrich zu Sack heran, sah ihn mit seinen großen Augen durchbohrend an, offenbar um ihn einzuschüchtern, und sagte: „Sieht Er, Er hat mit Wasser getauft; ich aber habe getauft mit Feuer.“ „Ja, Majestät“, antwortete der unerschrockene und schlagfertige Oberhofprediger, „aber nicht mit dem Feuer des heiligen Geistes!“ Friedrich wandte sich betroffen um und sagte kein Wort mehr.

Die Hilfsarbeiter.

Dame: „Sagen Sie mir nur, Herr Doktor, wie kommt es denn, daß Sie so viele Patienten haben?“

Arzt: „Das ist einfach, ich habe drei sehr tüchtige Agenten, die ganz unentgeltlich für mich arbeiten und mir Patienten zuführen; sie heißen: Armuth, Unmäßigkeit und — Einbildung.“

Kopf und Herz.

Kopf möchte' gerne kommandiren,
Möchte gern die Herrschaft führen
Uebers Herz — der arme Tropf!
Aber Herz läßt sich nicht lenken,
Herz will für sich selber denken,
Herz hat seinen eig'nen Kopf.

Auch ein Geburtstagsgeschenk.

Eine hübsche junge Dame wurde in einer Gesellschaft wegen ihres Stumpfnäschens geneckt. „Nun ja,“ gab sie zur Antwort, „die Façon gefällt mir auch gerade nicht, aber es ist ein Geburtstagsgeschenk, und da muß man es auch behalten.“

D'r Haagge=Ma.

„Im Weiher luuffet d'r Haagge=Ma,
D'rüm ganget m'r nid zum Weiher ga sta!
Süsch chunt 'r u haagglet ech abe=n, o weh!
De ha=n i, o weh! feini Ghinder meh!“

So haltet e Muetter de Ghinde=n a: —
I kenne=n e böfere Haagge=Ma.
Ch öppe doch nid! wär wird's de o sy?
Das isch d'r Haagge=Ma Branntewy!

Sy Weiher het 'r im Branntewy=Glas;
Gäll, bruuchsch mi nid z'frage: Ja, wo isch
de das?

's git Branntewy=Gleser, o wettigi Schand!
Viel tuusig u tuusig im Schwyzerland.

Da gruuppet 'r drinne, dä unghüürig Ma
U haagglet u haagglet so sträng daß er cha,
Di Manne, die Fraue, di Ghinder sogar
Sie laufe=n ihm zueche, si gseh=n e fei Gfaher,

Si luege=n i d's Glas. Was gseh si ächt
drinn?

D! 's wird ne so duuslig, si chöme vo Sinn.
Si gspüre fei Hunger, si gspüre keis Weh,
Si hüefe sech abe=n u luege geng meh,

U luege geng tiefer — da het er se scho!
Theil möchte=n etrinne=n u wehre sech no;
Es grathet nid hurti: d'r Branntewy=Ma
Lat fälte no eine vom Haagge la ga.

Si müesse=n ertrinke=n, o Jammer u Qual!
Wenn deekt me di Branntewy=Weiher es mal?
Wenn hört 'r ächt haagglet, d'r Branntewy=
Ma?

D Herr Gott, o hilf is, 's cha nimme so ga!

G. St.



D'r Haagge-Ma.

euer Güterbube gewesen bin, unehelich bin ich auch noch. So leb wohl, es war thöricht von mir, daß ich dich — aber Roseli hielt ihm schnell die Hand vor den Mund, daß er nicht fertig reden konnte. Frits, verzeih' mir, ich wollte dich gewiß nicht kränken, glaub' es nur, dazu habe ich dich zu lieb. Frits blickte auf. So sagst du mir nicht Nein, wenn ich dich gern zur Frau möchte, Roseli? Jetzt war's heraus, und Roseli sagte nicht Nein. Bäri lag im Grase und schaute verständnißvoll zu dem glücklichen Paare hinauf. Hätte er reden können, so hätte er wohl gesagt, daß habe er kommen sehen. Beim Garten, wo er damals von Roseli Abschied genommen, nahm Frits auch heute Abschied, doch diesmal nicht auf acht Jahre.

Welcher Lärm, als es ruchbar wurde, Bergroseli heirathe den Frits, ihren frühern Güterbuben! Der Civilstandskasten hatte noch nie so viel Besuche erhalten, Alles wollte sich mit eigenen Augen überzeugen. So sind die Leute, wenn einmal ein Armer zu Ehren kommt. Manche rümpfte ihr Näschen: ja wohl, ob sie einen Unehelichen möchte, lieber keinen! Hans und seine Frau ließen kein Mittel unversucht, die Schande von ihrer Familie abzuhalten, wie sie sagten. Aber Roseli hatte auch ihre Begriffe von Ehre und Schande und stand zum Glück nicht unter der Gewalt ihres Bruders.

Bald siedelte sie mit ihrem Frits nach der neuen Heimat über, auch Bäri wollte mit, und sie hat es nie bereut, den ehemaligen Berghofgüterbuben geheirathet zu haben, wenn er auch nur ein Unehelicher war. Als eine Wiege nöthig wurde, hatten die Eheleute den Schreiner nicht weit. Frits vergaß nie, was er einst gewesen. Manchen armen Knaben und manches elternlose Mädchen

nahm er auf und sorgte für ihre Zukunft nach Leib und Seele. Während Hans mit seiner Müllerstochter im Unsegen lebte, hatten Frits und Roseli ihr Glück auf einen Felsen gebaut.
G. St.

Zum Lachen und Nachdenken.

Noch mehr vom alten Krämer-
Joggeli.

Als sie ihn einst in den Großen Rath vorschlagen wollten, schüttelte er lachend den Kopf: es seien schon genug unnöthige Speichen in dem Großen Rade.

*

Auf die Herren Fürsprecher hielt er im Ganzen nicht viel. „Di Meiste cheu am beste d's Gält füre spräche!“ sagte er zur Begründung.

*

Von Joggeli's Redensarten hat der Kalender-schreiber noch folgende behalten:

Bürge isch würge.

D'Heimet isch arm,
Aber doch warm.

Vom G'höresäge lehrt me Lüge.

Mer isch uschuldig wi-n e Bock, wo mit siebe Geiße-n us em Wald chunnt.

Sy d'Chind chly, so trappe si eim uf d'Füß,
Sy si groß, so trappe si eim uf d's Hätz.

I Sammet u Syde sy di größte Lyde.

D'r schönst Chopf het e Nasetropf.

Bum Tachen und Nachdenken.

Die Mutter im Sprüchwort. Die Denkweise eines Volkes liegt in seinen Sprüchwörtern, und es ist in der That rührend, welch' hohe Werthschätzung der guten Mutter aus den Sprüchwörtern aller Völker hervorleuchtet. Es gibt keine solche Mutter, sagt der Spanier, wie die, welche ihr Kind getragen hat. Einer Mutter Liebe ist die beste von allen, heißt es in Indien. Der Bergamasch sagt: Mutter mein, immer mein, möge reich oder arm ich sein, und der Venetianer: Mutter, Mutter! wer sie hat, ruft sie; wer sie nicht hat, vermißt sie. Der Deutsche hat über den Werth der Mutter die köstlichsten Sprüchwortperlen: Muttertreu ist täglich neu. Ist die Mutter noch so arm, giebt sie doch dem Kinde warm. Besser einen reichen Vater verlieren, als eine arme Mutter. Was der Mutter an's Herz, geht dem Vater nur an's Knie. Der Russe sagt poetisch: Das Gebet der Mutter holt den Meeresgrund herauf. Der Tscheche und Lette sagt: Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt. Was die Mütter leiden müssen, drücken die Italiener mit den Worten aus: Mutter will sagen Märtyrerin. Ohne Mutter sind die Kinder verloren, wie die Bienen ohne Weisel, spricht der Russe. Wenn die Mutter stirbt, löst die Familie sich, sagt der Indier; ist die Mutter todt, so ist der Vater blind — der Italiener.

*

Verschieden — und doch gleich. Alle Menschen gleichen sich im Tode. Son-
derbar, daß die Menschen einander gleichen,
wenn sie verschieden sind.

*

Lehrer: Warum isch d'Geburt vom Heiland zerst dene Hirte v'rkündiget worde? Langes Stillschweigen, endlich hebt Fritzi die Hand auf: Wil d'r Stall ihre isch gsi.

Wär macht arm Lüt im Kanton Bärn?

Es war ein kalter Winternachmittag, als ich raschen Schrittes mein Ziel, das Dorf K., zu erreichen strebte, um daselbst einer Lehrerkonferenz beizuwohnen. Vor mir her auf der hartgefrorenen Straße gieng ein zerlumptes Mädchen, das ein kleines Kind auf dem Arme trug. Beim Näherkommen erkannte ich, daß es eine frühere Schülerin von mir war, einer Haushaltung angehörend, die vor etwa einem Jahre nach K. zog, weil der Vater dort bei den Korrektionsarbeiten Arbeit gefunden hatte.

Beim Vorübergehen wollte ich das Mädchen eben anreden, als es, ohne die Augen aufzuschlagen, die Hand ausstreckte: „Es Almuese, Herr, d'r Gott'swille.“

„E Mädeli, geisch du jtz ga bettle?“ rief ich entrüstet aus. „Schäm di, das hätt i nit vo d'r g'glaubt, bisch süsch es bravs Meitschi gsi.“

Das Mädchen war beim Klange meiner Stimme zusammengefahren und blutroth geworden, es stotterte einige Worte der Entschuldigung.

„Bohi wottisch?“ frug ich.

„Gei ga K.“ erwiderte es leise.

„Ge nu,“ fuhr ich fort, „da hei m'r d'r glych Weg, u du chasch m'r b'richte, warum daß d'jtz geisch ga bettle. Früeher ha-n i no recht viel uf d'r Muetter g'ha, i mueß es säge, 's isch m'r leid, daß i mi schynt's tüsch ha.“

„We m'r's angers mache chönnti, Muetti schickt mi g'wünd nit ga heusche,“ sagte Mädeli, „un wenn i öppis g'säch z'b'rdiene, i thät's wäger o nit, weder we Dir wüßt, wie m'r zweg is, Schuemeister! Luegit Fritzi het unger dem Rößli nüt as d's Gemmli, un i ha kener Strümpf. Sit mänger, mänger Wuche hei m'r ke Milch meh, un Brod z'chaufe v'rmeu m'r o nit.“

„Aber isch d'r Metti de g'storbe oder chranke,

den das Hochthal erlebt, und an die letzte Stunde der Verschütteten. Alle waren von der Feier tief ergriffen. Ein 70jähriger Greis brach in lautes Schluchzen aus, eine junge Frau wurde ohnmächtig aufgehoben, die übrigen ihres Geschlechts fanden den Trost heißer Thränen und hielten sich weinend umschlungen. Wer an diesem Tage Elm besuchte, sah die Augen verweint, die Wangen geröthet; das Leid konnte sich ausgießen und in dieser Wohlthat kamen die Gemüther wieder zu sich selber.

Es ist bekannt, wie die sofort nach dem Bergsturz überall in der Schweiz und auch im Auslande erwachende Liebesthätigkeit der Größe des Unglücks entsprach. Es ergoß sich ein wahrer Strom von Opferwilligkeit in das enge Sernstthal hinauf. Die Reichen gaben ihr Gold und die Wittwen ihr Scherflein. Viele verzichteten auf eine Lustbarkeit und sandten ihre Kasse nach Elm. Niemand wollte zurückbleiben. Auch in Kantonen wie Genf und Neuenburg, wo man Elm so wenig kennt als irgend einen kleinen Ort in Frankreich, herrschte das tiefste Mitgefühl. Man wußte, daß es Mitleidgenossen waren, die so Schweres erduldet, das war Grund genug, Tausende für sie zu sammeln.

Plurs ist verschollen und auf seinen Trümmern steht heute ein Kastanienwald. Elm aber wird nie verschollen sein. Der Brudersinn der Volksgenossen und Menschenfreunde wird das verwüstete Thal umschaffen zu einem neuen Garten, in welchem unter dem Segen der Liebe und des Fleißes ein menschenwürdiges, glückliches Leben auf's Neue seine Heimstätte aufschlagen wird.

Bum Tachen und Nachdenken.

Stutzer: Denken sie sich, mein Fräulein, kürzlich machte ich einen Ausflug zu einem Landwirth und das Erste war, daß er mich — in seinen Stall führte und mir seinen reichen Viehstand zeigte.

Dame: Ach, das ist eben eine Eigenthümlichkeit des Landlebens, wie wir Städter sie ja auch haben. Kommt z. B. Jemand zu uns, so zeigen wir ihm gleich unser Photographie-Album.

*

Examinator: Welche Confession herrscht im alten Kantonstheil (Bern)?
Rekrut: Die Viehzucht.

*

Immer unzufrieden. Städter: Nun, Ihr habt ja in diesem Jahre eine recht gesegnete Ernte!

Bauer: Oh, es giebt viel Kartoffeln, sie sind auch dick, mehlig und schmecken gut; aber es sind halt fast keine für die Schweine dabei!

*

D'Schulde verbrönne meh Hüüser als
d's Füür.

E Stei, wo geng trolet, überchunnt kei's
Miesch.

We's zum Tod geit, geit d'r Doktor über
di lägi Guttere.

Alli Jahr e Ghäs, git nit viel Ghäs;
aber alli Jahr es Ghind, git gly viel Ghind.

3'Lieb u 3'Leid wird eim Alls ume gseit
u 3'Ohre treit.

Neui Bäse wüsche guet, aber die alte kenne
d'Ggge.

Vermöge-n u Schulde hei-n e Gsellshaft zäme.

*

Die Erde ein Leichenfeld. Ein Gelehrter hat berechnet, daß bis jetzt 46,627,843,275,075,845 Menschen auf der Erde gelebt haben oder 134,622,976 auf der Quadratmeile oder 5 Personen auf jedem Quadratfuß des festen Landes. Unsere Erde ist demnach ein ungeheurer Friedhof. In einer Quadratruthe, welche kaum Raum für 10 Gräber bildet, liegen 1283 menschliche Wesen begraben. Jedes Grab müßte demnach 128 Personen enthalten, und wäre, wenn man eine gleichmäßige Vertheilung annimmt, die Erde zur Todtenbestattung 128 Mal umgraben worden.

*

Ehrlich getheilt. Als Abdul Medschid eines Morgens zum Gebet die Stufen der Moschee emporstieg, trat ein Bettler an ihn heran: „Großmächtiger Sultan, glaubst du auch, was der Prophet sagt?“ Der Sultan lächelte: „Ja, das glaube ich.“ „Nun wohl, Muhamed sagt, wir seien alle Brüder. Gieb mir also, mein Bruder, das Theil, welches mir von deinem Reichthum gebührt!“ Abdul besann sich kurz und gab dem Bettler einen Piafter. Der aber behielt das Geldstück in der Hand, betrachtete es lange und sagte endlich: „Aber Herr Bruder, das ist nicht recht getheilt, denn dieses Geldes hast du doch wohl 50 Millionen.“ Da hob der Sultan warnend die Hand und sagte: „Höre, behalte, was ich dir gegeben habe und sei zufrieden, denn ich habe 500 Millionen Brüder und wenn alle kommen, um mit mir zu theilen, so müßtest du neun Zehntel wieder hergeben.“ Damit gieng er in die Moschee, der Bettler aber mußte ihn begriffen haben, denn er nickte still vor sich hin und steckte dann seinen Piafter ein.



Kurze Chronik der Weltbegebenheiten vom Juli 1881—1882.

Wir laden auch diesmal unsere werthen Leser zu einer kurzen Rundreise um die Welt ein, um nachzusehen, was der verfloßene Jahrgang den andern Ländern in der Hauptsache Gutes oder Schlimmes gebracht habe.

Beginnen wir auch diesmal wieder mit dem „Kopfe“ der Jungfrau Europa, wie die stolzen Spanier in für sie glücklichen Zeiten ihre Pyrenäen-Halbinsel zu nennen beliebten. Das Leben unsers Welttheils hat sich offenbar aus diesem Kopfe mehr gegen das Herz zu konzentriert, wie wir die große Schöpfung Bismarcks, das deutsche Reich, nennen möchten. Aus dem armen, leeren Kopfe, in welchem Madrid und Lissabon liegen, hat die Inquisition und die düstere Politik des Mittelalters alle befruchtenden Ideen, auf denen die Größe eines Landes beruht, gründlich hinweggesetzt. Der arme König Ludwig Koburg-Braganza in Lissabon muß sich jeden Augenblick im Theater oder auf der Straße gefallen lassen, übelwollende Rufe zu hören, man brauche ihn nicht und könnte es ganz gut ohne König mit einer republikanischen Verfassung machen. Und sein Nachbar Alfons von Spanien ist nicht viel wohler dran.